

Jeder kann Josef K. werden



Stefan Herheim lässt die Sänger oft im Pyjama auftreten: Robert Murray als Josef K., Anne-Fleur Werner als „Die Frau“. Herwig Prammer

Kammeroper. Noch rechtzeitig im Kafka-Jahr: eine temporeiche, witzige, bestens gelungene Interpretation von Einems „Der Prozess“.

VON WALTER DOBNER

Fast hätten Krankheitsfälle diese Premiere verhindert. Es reichte nur zu einer Hauptprobe, die Generalprobe musste entfallen. Regisseur Stefan Herheim, der zuletzt selbst das Bett hüten musste, bat vor der Vorstellung um Verständnis, sollte nicht alles klappen. Es war nicht nötig. Die noch rechtzeitig in diesem Kafka-Jahr über die Bühne gehende Produktion von **Gottfried** von Einems „Der Prozess“ erwies sich als pointiertes, ebenso nachdenkliches, durch viel musikalisches Animo bestimmtes Musiktheater.

Dabei: Einfach ist es nicht, diesen Zweiakter in Szene zu setzen. Erst recht nicht in einem kleinen Haus wie der Wiener Kammeroper. Da muss man szenisch und musikalisch Abstriche machen. Oder doch nicht?

Tatsächlich genügt, wie diese Produktion bewies, eine Wand mit mehreren Türen als Hintergrund, davor ein Bett und ein Klavier, um die Schauplätze der einzelnen Szenen prägnant zu suggerieren. Das meist verdeckte Orchester findet Platz

hinter dieser Wand, kommt nur hier und da kurz zum Vorschein. Selbst wenn der Dirigent damit mit dem Rücken zu den Protagonisten stand, klappte es überraschend gut mit der Balance. Weil zudem ein von Tobias Leppert verfertigtes Arrangement für kleines Orchester zur Aufführung kam, waren die Sänger nie gezwungen zu forcieren, konnten ihre Texte stets klar deklamieren. Ganz im Sinn des Komponisten.

Ihn bekam man auch gleich mehrfach auf der Bühne zu sehen. Als Gottfried von Einem verkleidet erschien über weite Teile des Abends der auch musikalisch beeindruckende Darsteller des Josef K., Robert Murray, im zweiten Teil dann der Advokat. Ein Verwirrspiel? Nur auf den ersten Blick. Vielmehr ein Hinweis, dass jeder von uns Gefahr laufen kann, zu einem Josef K. zu werden.

Kanzleidirektor mit Kreuzifix

Aber diese Oper ist nicht nur bitterernst, sie kokettiert ebenso verschmitzt mit Ironie und ausgelassener Lebensfreude. Auch das macht diese Inszenierung deutlich: indem sie die Geschehnisse meist im Bett spielen, zahlreiche Sänger im Pyjama auftreten lässt, den Frauengestalten - exzellent gemimt und gesungen von Anne-Fleur Werner - reichlich Gelegenheit gibt, mit ihren weiblichen Reizen zu prunken. Manchmal zu aufdringlich.

Nobler hätte man den hier im Bischofsornat auftrumpfenden Geistlichen (Alexander Grassauer) zeichnen können. Glänzend dagegen der Einfall, den Kanzleidirektor (Leo Mi-

gnonneau) als Christus-Figur darzustellen. Mit dem Kreuzifix in der Hand macht er dem verzweifelten Josef K. deutlich, dass er Gerechtigkeit wohl erst im Jenseits erfahren wird. Eine Interpretation, die auch Einem sehr gefallen hätte. Wollte er doch mit seinem „Prozess“ das „Problem existenzieller Schuld“, wie er selbst formulierte, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Erbsünde thematisieren.

Bei der gefeierten Premiere bemerkte man nichts von den Erkrankungen der Interpreten, die sich zu einem stimmigen Ensemble fügten. Zu ihnen gesellte sich Fabian Tobias Huster als stummes Kafka-Double. Souverän befehligte Walter Kobéra, Intendant der Neuen Oper Wien - schließlich handelt es sich um eine Coproduktion seiner Institution mit dem Musiktheater an der Wien - die bestens auf ihre anspruchsvolle Aufgabe eingestimmte Klangforum Wien PPCM Academy. Dass Einems „Prozess“ einst bei den Salzburger Festspielen uraufgeführt wurde, daran erinnerte zur Einstimmung ein Salzburg-Panorama. Man hatte diesmal wirklich an alles gedacht. Chapeau!